

Olympia 1972 – U-Bahn, Architektur und Anschlag

Das sozialdemokratische Jahrzehnt der 1970er Jahre fand seine architektonische Entsprechung im Münchner Olympiapark, der von 1966 bis 1972 fertiggestellt wurde. In dieser Zeit erlebte München auch durch den Bau der U-Bahn einen Modernisierungsschub, man wollte freundliche und weltoffene Spiele bieten. Das von dem Architekten Günter Behnisch entworfene Olympiastadion steht für diese Ausrichtung. Unter der geschwungenen und durchsichtigen Dachkonstruktion öffnet sich der weite Stadionraum in die umgebenden Grünflächen. Die Anlage sollte mit ihren Merkmalen der Transparenz und der Offenheit demokratische Prinzipien verkörpern und sich deutlich von den monumentalen Spielen in der Nazi-Zeit absetzen. So ist die Arena des Stadions nicht in die Höhe, sondern in die Tiefe gebaut und ermöglicht dem Zuschauer einen „gleichberechtigten“ Zugang. Die Grünflächen können von den Besuchern genutzt und „in Besitz“ genommen werden, der Park wird zum Ort gesellschaftlicher Freiheit. Er verkörpert so die Emanzipation des Besuchers vom Untertan oder Sta-



Blick in die Arena des Olympia-Fußballstadions im Münchner Olympiapark: Architektur der 1970er Jahre.

tisten zum gleichberechtigten Bürger und der Sport wird als fairer Wettbewerb gesehen, bei dem soziale Schranken keine Rolle spielen.

Das Olympiastadion wurde bis 2006 von den beiden Münchner Vereinen FC Bayern und 1860 München bespielt. Dann zogen die Profifußballer in die neu gebaute und privat finanzierte „Allianz-Arena“ im Münchner Norden um. Seitdem fehlen dem Münchner Olympiapark die Einnahmen von 1,8 Millionen Zuschauern jährlich. Die Folge ist eine zunehmende Kommerzialisierung des Parks durch zahllose „Events“, die den ursprünglichen Charakter des Ensembles verdrängen.

Das olympische Sportstadion mit seinen rund 77.000 Plätzen war aus dem Geist der gesellschaftlichen Emanzipation heraus entstanden, die neue „Allianz-Arena“ aus dem Geist der Kommerzies. Es ist der Wechsel von der „Kommunistenschüssel“ (Franz Beckenbauer²¹) zum „Hexenkessel“, vom griechischen Amphitheater zum römischen Kolosseum. Was im Olympiastadion fehlte – zum Beispiel elitäre VIP-Loungen für die Gutbetuchten – findet sich jetzt in Fröttmaning, dort können in einem speziellen Stockwerk jahresweise exklusive Lounges gemietet werden. Die 106 Logen mit ihren 50 Quadratmetern sind für zwischen 90.000 und 240.000 Euro pro Jahr



Das Dach des Olympia-Stadions ist mittlerweile zu einem Wahrzeichen Münchens geworden.



Als „Hexenkessel“, Geldmaschine und Werbeträger konzipiert: Die „Allianz Arena“ im Norden Münchens, Architekturbeispiel des neuen Jahrhunderts.

zu haben. Schon die Namensgebung nach einem Wirtschaftsunternehmen verrät den seit den 1970er Jahren massiv gewandelten Hintergrund. Sport wird hier zum multimedialen globalen Medienereignis und das Stadion zu einer Geldmaschine.

Geiselnahme im Olympischen Dorf

Am Morgen des 5. September 1972 wurde die moderne Architektur des Olympiaparks zur Kulisse für dramatische, blutige Ereignisse – der tödlich endenden Geiselnahme von israelischen Sportlern durch Mitglieder der Palästinenser-Organisation *Schwarzer September*. Diese stürmten mit Kalaschnikows bewaffnet die Unterkunft an der Conollystraße 31 und nahmen elf Gefangene. Einer der israelischen Sportler starb kurz darauf an seinen Schussverletzungen, ein zweiter wurde bei einem Fluchtversuch erschossen. In den Verhandlungen mit der Polizei forderten die Geiselnahmer die Freilassung von 200 in Israel gefangenen Palästinensern und freies Ge-



Das Olympia-Dorf ist ein charakteristisches Beispiel für die Architektur der 1970er Jahre.

leit in einen arabischen Staat. In die Verhandlungen schaltete sich direkt der damalige Bundesinnenminister Hans-Dietrich Genscher ein. Abends gegen 20 Uhr einigte man sich darauf, Geiselnachnehmer und Geiseln nach Kairo ausfliegen zu lassen, gegen 22 Uhr flogen sie mit zwei Hubschraubern des Bundesgrenzschutzes zum Fliegerhorst Fürstenfeldbruck, wo eine Boeing 727 auf sie wartete. Nach der Landung der Hubschrauber am Fliegerhorst kam es zur Katastrophe: Nach einem mehrstündigen Feuergefecht waren alle neun Geiseln, fünf der acht Geiselnachnehmer und ein Polizist tot. Heute erinnern eine Tafel mit den Namen der getöteten israelischen Sportler in der Conollystraße und eine Gedenkstätte vor dem Haupttor des Fliegerhorstes Fürstenfeldbruck an das Geschehen. Der dortige Tower soll nach den Plänen der Staatsregierung künftig als Gedenkort dienen.

Das Münchner Oktoberfest: Trinken, hassen oder ignorieren

Jedes Jahr Ende September heißt es: Das Münchner Oktoberfest hat begonnen. Dieser lapidare Satz darf nicht über die wirkliche Größe dieses Ereignisses hinwegtäuschen. Rund sechs Millionen Besucher – das entspricht der Einwohnerzahl des Bundeslandes Hessen – werden rund eine dreiviertel Milliarde Euro in den kommenden 14 Tagen ausgeben. Was aus Berliner oder auch Hamburger Perspektive noch immer mit gewisser Distanz aufgenommen wird, strahlt im süddeutschen Raum weit über die Grenzen der weißblauen Landeshauptstadt hinaus. Penibel wird hier registriert, mit wie viel Schlägen der amtierende Münchner Oberbürgermeister das Fass anzapft und mit welchem Dirndl die Frau des bayerischen Ministerpräsidenten sich an der Seite ihres Gatten zeigt. Der bayerische Rundfunk sendet quasi ein Sonderprogramm fast rund um die Uhr, die *Süddeutsche Zeitung* produziert ihren Lokalteil direkt im Bierzelt und wer in München dieser Tage ohne Lederhose und Haferlschuh daherkommt, kann nur ein eingeborener Grantler sein.

Vom Oktoberfest geht also eine gewisse Totalität aus, der man sich nur schwer entziehen kann, es sei denn, man verlässt die Stadt. Der gesellschaftliche Mainstream äußert sich in diesen Tagen in München als eine Art Mahlstrom, der ab zwölf Uhr Mittags die dirndl- und lederhosentragenden Einwohner und Besucher dieser Stadt mit einem unerbittlichen Sog hinaus auf die Wies'n saugt, um sie dann ebenso unerbittlich zu Blasmusik und nach einigen tänzerischen Einlagen auf den Bänken hinab auf den Grund diverser mit Bier gefüllter Maßkrüge zu ziehen.

Man kann Stimmen hören, denen zufolge derlei Treiben dem eingeborenen Münchner an sich wesensfremd sei. So wundert es nicht, dass neben dem Dirndl-Mainstream auch dissidente Meinungen zum Oktoberfest aufscheinen. Die Gegnerschaft zum Oktoberfest erreicht dann historische Größe wie einst bei BAP, als sich die Musikgruppe um Wolfgang Niedecken auf das Äußerste vom Kölner Karneval distanzierte („Nit für kooche“). Oder wie bei Thomas Bernhard und seiner Ablehnung von Salzburg, ja quasi Österreich überhaupt (*Heldenplatz*). „Kaum etwas ist mir so abgrundtief zuwider wie das Münchner Oktoberfest“, konstatierte etwa der kritische Psychologe Colin Goldner in der *Jungen Welt*. Und setzte ganz Bernhardisch noch eins drauf: „Ja, ich hasse München, wenn Wiesn ist.“ Wo er doch als Bub so gerne hingegangen ist. Eine andere Variante der



Zur Wiesn-Zeit in München: Mops mit Dirndl.

Lederhosen-Verweigerung ist die schlichte Ignoranz. Für sie steht beispielhaft Herr K., Volkshochschuldirektor in einer der Münchner Umlandgemeinden. Herr K. stammt aus dem oberbayerischen Rosenheim und hat somit keine muttermilchmäßige Beziehung zur Stadt im Allgemeinen und zum Oktoberfest im Speziellen aufbauen können, und Rosenheim ist auch zu nah, als dass sich der Wiesn-Mythus wie in Italien festsetzen konnte. Herr K. geht einfach nicht auf die Wiesn, sondern wartet, bis das Rosenheimer Volksfest kommt, wo die Maß Bier und das Hendl auch wesentlich günstiger sind.

Als wirkliche Oktoberfest-Fans lässt sich hingegen das Ehepaar Robert und Sara P. beschreiben. Beide haben bisher in Südengland gewohnt (Robert arbeitet in der Automobilbranche/IT) und sind nun beruflich nach München gekommen. Robert stammt aus Münster und Sara aus dem italienischen Friaul und ihr erster Einkaufstrip in der weißblauen Landeshauptstadt hatte eine Lederhose (nicht ganz billig) und einen Dirndlstoff (Kleid selbstgenäht in den italienischen Nationalfarben) zum Ziel. Robert und Sara finden das Oktoberfest toll, waren noch nie da, wissen aber alles darüber und wie man hingehht und sich kleiden muss.



Zur Wiesn-Zeit in München: Mann mit Lederhosn.

Die Wahrheit ist, dass das Münchner Oktoberfest mittlerweile zu einem multikulturellen globalen Event geworden ist, das neue sozialkulturelle Dynamiken wie den Dirndlfetisch und das Auf-den-Tischen-Tanzen mit hergebrachten sozialkulturellen Dynamiken wie der Herbeiführung eines Rausches und dem traditionellen Geldscheffeln verbindet. Das Oktoberfest ist ein transnationales Phänomen in Bewegung, ganz „flexibel“ und ohne die „Verkrustungen“ traditioneller bayerischer Volksfeste, wie es der neoliberale Wiesn-Besucher aus dem Münchner IFO-Institut des Herrn Professor Hans-Werner Sinn vielleicht in der Schottenhamel-Box über einem abgefieselten Wiesn-Hendl und vor einer Halben Wiesn-Bier vor sich hingemurmelt hätte. Weil das Oktoberfest jetzt so dynamisch ist, weiß der Münchner auch gar nicht, wo es weiter hingehen wird. Wo doch die Grünen bei Umfragen die SPD in Bayern nahezu überholen, könnte es dann sein, dass, quasi als Erinnerung an die frühen grünen Jahre, irgendwann auf der Wiesn auch ein Cannabis-Zelt steht, in dem der rote Afghane zum Genuss kommt? Rausch ist schließlich Rausch. Freilich, Robert in seiner Lederhosn und Sara in ihrem weißbrotragrünen Dirndl wissen von all dem nichts. Sie stoßen wie die anderen im Bierzelt die schweren Maßkrüge aneinander, während über ihren Köpfen die Klangwelle von „Ein Proosit der Gemüüt-



Die „Hochsicherheitswiesn“. Das Oktoberfest 2016 war geprägt von den Sicherheitsmaßnahmen. Zum ersten Mal wurde das Festgelände fast vollständig eingezäunt und an den Eingängen wurde kontrolliert. Größere Taschen und Rucksäcke waren verboten. Der Grund: Man fürchtete islamistische Terroranschläge wie aktuell zuvor in Frankreich. „Die Wies’n wird zur Festung“ titelte die Lokalpresse. Nach 14 Tagen ging das Bierfest friedlich zu Ende.

lichkeit“ hinwegrollt und der innere Bier-Tsunami langsam das Stammhirn umspült. Alles wird leicht und alles wird gut und wenn in 14 Tagen die Wiesn zu Ende ist, werden die Menschen mit Tränen in den Augen auf den Bierbänken stehen und sich zu den letzten Klängen der Blaskapelle gemeinsam wie ein Schilfrohr im Winde wiegen.

Und mittlerweile gibt es mit der „Oiden Wies’n“ auf dem Südteil der Theresienwiese auch ein Retro-Oktoberfest, so wie es vor der Verdirndung der Welt einmal war. Eintritt drei Euro.